

Heimatbrief Marienloh

Abteilung Heimatfreunde
in der St. Sebastian-
Schützenbruderschaft Marienloh

Nr. 111 • August 2015



Terminkalender Marienloh

3. Quartal 2015

31.07.2015	Freitag	Ausmarsch und Kordelschießen
08.08.2015	Samstag	Vogelschießen
22. - 24.08.2015		Schützenfest
29. - 30.08.2015		Pfarrfest des Pastoralverbundes in Benhausen, rund um die Kirche
26.09.2015	Samstag	Oktoberfest am Sportzentrum

Zum Titelbild:

Die Heimatfreunde wollen sich um eine Restaurierung des Marienloher Ehrenmals kümmern. Näheres lesen Sie dazu auf Seite 30 dieses Heftes.

Aus dem Inhalt:

Aktuelles / Vorwort	3
Marienloher Gespräche - mit Ewald Goerigk	4
Dreihasenfenster	17
Sturm Niklas	20
Typhus in unserer Gegend	21
Ein alter Baum erinnert	26
Ehrenmal	30
Karnevalsverein mit neuem Vorstand	31

**Dieser Heimatbrief wurde mit freundlicher
Unterstützung von Klaus Hentze gedruckt.**

IMPRESSUM

Der Heimatbrief wird vierteljährlich herausgegeben von der Abteilung Heimatfreunde in der St. Sebastian-Schützenbruderschaft Marienloh.

Vorsitz: Ralf-Peter Fietz
Lehmkuhle 23
33104 Paderborn-Marienloh

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

Sie erreichen uns auch per E-Mail: **heimatfreunde [at] marienloh.de**

Liebe Marienloher!

Wie Sie wissen, bekomme ich immer dann die Gelegenheit, einige Worte an Sie zu richten, wenn wir uns in der so genannten „Schützenhochsaison“ befinden. In vielen umliegenden Ortschaften und Gemeinden haben bereits die Schützenfeste stattgefunden oder finden in der nächsten Zeit statt.

In diesem Jahr feiern wir unser Schützenfest vom 22.08.-24.08.2015. Vierzehn Tage vorher, also am Samstag, den 08.08.2015, findet das diesjährige Vogelschießen statt. Schon jetzt dürfen wir gespannt sein, wer die Nachfolge von unserem derzeitigen Königspaar Thomas und Britta Nickisch antritt.

Auch in diesem Jahr stehen wir vor neuen Herausforderungen, um dieses Fest wieder durchführen zu können. Wie Sie alle sicherlich mitbekommen haben, wurde ein Teil des Schulsportplatzes, der schon seit über Jahrzehnte traditionell als Paradeplatz durch den Schützenverein genutzt wird, teilweise umgewidmet und dient nun als neuer Standort für den zweiten Kindergarten hier im Ort. Über die Sinnhaftigkeit dieses Standorts könnte man trefflich streiten. Fakt war nun einmal, dass der Bedarf für einen zusätzlichen Kindergarten vorhanden war und ist. Und dies auch schon seit längerer Zeit. Trotz der damit verbundenen Platzeinbußen wird auch in diesem Jahr die Parade auf dem Schulsportplatz stattfinden, da der Platz immer noch als der am besten geeignete Ort erscheint.

Eine zweite Änderung in diesem Jahr wird sein, dass wir auf ein separates „Discozelt“ auf dem Schützenplatz verzichten. Wir schaffen in der Schützenhalle einen Disco- und Longdrinkbereich, so dass wir in diesem Jahr alle gemeinsam unter einem Dach feiern und somit Jung und Alt näher zusammenrücken.

Nach dem Festball am Schützenfestsamstag und dem Schützenumzug mit anschließender Parade am Schützenfestsonntag ist ein weiterer Höhepunkt am Sonntag unser Familiennachmittag. Auch in diesem Jahr hat sich unser Leutnant Eddy Nübel mit seinen Schützenkollegen wieder einiges für einen interessanten und schönen Familiennachmittag einfallen lassen.

Viele Marienloher, die aus beruflichen oder familiären Gründen wegziehen mussten, haben den Termin unseres Schützenfestes nicht vergessen. Ich freue mich auch in diesem Jahr, viele bekannte Gesichter wiederzusehen.

Ich möchte mich an dieser Stelle auch einmal bei unserem Königspaar Thomas und Britta Nickisch bedanken. Zu vielen Terminen, wie u. a. den Seniorennachmittag oder auf diversen Bällen, haben sie unseren Schützenverein in hervorragender Weise vertreten, unterstützt und repräsentiert.



Andreas Mertens
Schützenoberst

Marienloher Gespräche

Ewald Goerigk - ein Zeitzeuge erinnert sich.

Heimatbrief: *Lieber Herr Goerigk, natürlich könnten wir lange und ausgiebig über Sie, Ihre Ehefrau Ilse, Ihre beiden Kinder und das Leben hier in Marienloh sprechen – es würde bestimmt nicht langweilig werden. Sie sind 1956 frisch verheiratet nach Marienloh gekommen und haben zunächst in Ihrem erlernten Beruf als Tischler gearbeitet. Später sind Sie dann in die Lebensmittelbranche gewechselt, eigentlich ihrer Frau zuliebe, die als gelernte Lebensmittelfachfrau schon länger im Lebensmitteleinzelhandel tätig war. Schließlich haben Sie zusammen 1966 Ihr eigenes Geschäft am Talleweg eröffnet, einen „Tante-Ilse-Laden“ sozusagen. Ein stattliches Haus haben Sie beide auch erbauen lassen, mit einem wunderschönen, großen Garten, den Sie immer noch selbstständig pflegen. Erwähnen möchte ich noch kurz Ihre beiden Kinder: Ulrike und Harald. Harald Goerigk führt heute das Lebensmittelgeschäft „Markant“ im Vogtland, das sie 1985 aufgebaut haben. Ulrike Blasor arbeitet bei der Caritas in Paderborn, sie ist gelernte Sekretärin.*

Nun sind Sie in diesem Jahr im März 85 Jahre alt geworden; dies möchte ich zum Anlass nehmen, Sie als Zeitzeuge zu gewinnen. Bitte schildern Sie uns Ihre Erinnerungen an die Vorgänge zum Ende des Zweiten Weltkrieges und der Flucht aus Ostpreußen. Es ist so wichtig, dass Menschen, die dabei waren, den nachkommenden Generationen darüber berichten.

Ewald Goerigk: Es ist sehr schwierig, sich an diese furchtbare Zeit vollständig zu erinnern. Aber auf der anderen Seite ist es wichtig,

als Zeitzeuge aufzutreten und die Dinge aus dem eigenen Erleben zu schildern. Manche Begebenheiten sind mir nur noch bruchstückhaft im Gedächtnis geblieben, andere treten klar und deutlich hervor, wenn ich mich wieder mit diesem Thema beschäftige.

Heimatbrief: *Sie waren zu der Zeit vor der Flucht aus Ostpreußen noch 14 Jahre alt. Das war im Winter 1944/45. Geboren sind Sie am 5. März 1930 in Neuendorf, in der Nähe von Heilsberg in Ostpreußen. Haben Sie bis zu jenem schicksalhaften Jahr vom Krieg noch nicht so viel gespürt und eine „normale“, schöne Kindheit verbringen können?*

Ewald Goerigk: Ja, es war sehr schön in Ostpreußen! Aber nachdem der Krieg für Deutschland verloren war und die feindlichen Linien und die Front immer näher rückten, kam das Geschehen auch zu uns. Am Montag, den 26. Januar 1945 in aller Frühe zwischen 5:00 und 6:00 Uhr kamen Reiter zu uns auf den Hof mit dem Befehl, sofort zum Volkssturm anzutreten. Mein Vater hat die Einberufung zum Volkssturm zur Verteidigung von Heilsberg angenommen. Ich brachte meinen Vater und die Männer aus der Nachbarschaft mit dem Pferdeschlitten jeden Morgen nach Heilsberg. Eigentlich war ich von der Einberufung ebenfalls betroffen. Mein Vater hatte aber meinen Einberufungsbefehl mit seinen zusammen in seine Tasche gesteckt und somit wusste ich nichts davon und habe meinen Posten als Fahrer für den Volkssturm versehen.



Eltern Martha u. Robert Goerigk

Mittwochmorgen geschah das Gleiche, ich fuhr meine Leute um 6.30 Uhr wieder nach Heilsberg, aber um 9:30 Uhr kam mein Vater bereits zurück. Die Russen waren in die Stadt Heilsberg einmarschiert und der Volkssturm hatte das Weite gesucht. Sie hatten ge-

gen die übermächtigen russischen Panzer keine Verteidigung. Sie besaßen lediglich ihre Infanteriegewehre, damit konnten sie keine Panzer aufhalten. Das Gewehr hatte mein Vater unter das Vordach zum Keller, der in den Berg bebaut war, versteckt und wir warteten erst einmal ab. Montags passierte bei uns nichts, aber man hörte Schüsse von Artillerie und Maschinengewehren. Am Donnerstag kamen noch weitere Flüchtlinge aus dem Dorf zu uns ins Haus und weil sich das so füllte, bat uns ein Onkel, ihn in den Nachbarort zu begleiten. Wir spannten unsere Pferde an den Schlitten und fuhren nach Workheim. Als wir später zurück nach Hause fuhren, kamen uns an der Kreuzung viele Russen in weißer Kleidung entgegen, es mussten zwischen 100 bis 200 Menschen gewesen sein. Sie hielten die Pferde an, besetzten den Schlitten, Vater und ich mussten absteigen. Sie ritten mit den Pferden samt Schlitten davon. Vater hatte zu allem Pech noch die Infanteriemunition von seinem Gewehr in der Tasche. Zum Glück hatten uns die Russen nicht weiter durchsucht. Wir sind etwa 3 km zu Fuß durch den Schnee nach Hause gestapft. Als wir dort ankamen, waren natürlich alle sehr erstaunt und traurig, dass wir unsere guten Pferde nicht mehr hatten.

Freitag war ein wunderschöner, ruhiger Tag mit kräftigem Sonnenschein. Der Schnee lag nun fast einen Meter hoch. Nicht weit von



Ewald und Schwester Martha hoch zu Pferde 1939

unserem Haus entfernt befanden sich Bunker und Unterstände von der Wehrmacht. So konnte man sehen, dass dort deutsche Soldaten Wache hielten und den Bunker besetzt hatten. Samstagmorgen war es ebenfalls ruhig und das Wetter schön. Wir Kinder und die Flüchtlinge schliefen in dem Strohschober und in den Stallungen. Jeder suchte sich einen Platz, es waren ca. 60 Leute bei uns. Samstagnachmittag hörte ich plötzlich ein großes Geschrei, die Dachziegel fielen in der Nachbarschaft von den Dächern. Die Russen waren angekommen und hatten eine Scheune gesprengt und sofort angezündet. Aus Angst, unser Haus könnte ebenfalls angezündet werden, flüchteten wir allesamt in den anliegenden Wald. Bis nachts halb zwei haben wir es dort ausgehalten, dann war endlich absolute Stille. Als wir aus dem Wald zurückkehrten konnten wir sehen, wo die russische Front verlief: alle Bauernhöfe brannten. Wir gingen zuerst nach den Nachbarn schauen, wir wussten nicht, ob man sie möglicherweise erschossen hatte. Es war aber niemand da, sie waren wohl bereits zur Flucht aufgebrochen. Wir Kinder blieben dort und Vater ging allein zu unserem Hof. Als er auf den Hof kam, brannte Licht im Wohnhaus. Er horchte am Fenster, ob er Russen oder Deutsche sprechen hören konnte. Es waren Deutsche und er betrat das Haus. Es waren die abgebrannten Nachbarn. Die Russen hatten sie mitgenommen. Zum Glück war eine evakuierte junge Frau aus Berlin mit zwei Kindern dabei, sie hatte Zigaretten, die sie den Russen anbot. Daraufhin zeigte ein Russe ihr an, sie sollen langsam gehen. Die Truppe drehte um und konnte sich somit von den Russen befreien.

Sonntagmorgen, nachdem wir alle ein bisschen gegessen hatten, gingen wir auf den Hof, der abgebrannt war. Es qualmte und die verbrannten Tiere lagen in den Stallungen; angebrannte Hühner liefen draußen herum. Mit einem mal hörten wir Gewehrschüsse, sie peitschten zwischen den stehen gebliebenen Wänden hin und her, sodass wir abziehen mussten. Ich wollte nur noch nach Hause. Leider kamen wir aber nicht von der Stelle, wir mussten uns flach auf den Gehweg legen. Auf dem Bauch kriechend, mit Knien und Ellbogen vorwärts robbend, damit wir von den Kugeln nicht getroffen wurden, bewegten wir uns vorsichtig nach Hause. Den Eingang zu unserem Hof hatten sie dermaßen beschossen, dass selbst das Scheunentor Schusslöcher aufwies. Schnell ins Haus! Nach einer Weile beruhigte sich die Schießerei. Der restliche Tag verlief wieder ruhig. Doch am Montagmorgen gegen neun Uhr standen die Russen wieder bei uns auf dem Hof. Sie haben zuerst den Hund er-

schossen, kamen dann ins Haus, untersuchten uns nach Uhren und Schmuck und durchwühlten auch die Koffer und Kartons der Flüchtlinge. Sie rissen und schnitten sämtliche Gegenstände auf, schmissen alles auf den Fußboden auf der Suche nach Wertsachen. Die Frauen waren gerade dabei, für alle, auch für sämtliche Flüchtlinge, Mittagessen zu kochen. Sie boten den russischen Soldaten Essen an, was diese ablehnten. Es waren 5 Männer, einer von ihnen hatte zwar auch eine russische Uniform an, es war aber keine richtige Kampfuniform. Er sprach gebrochen deutsch. Als sie schließlich abzogen, sagte er noch: „Lasst euch gut gehen. Kamerad kommt gleich!“ Wir wussten damit nichts anzufangen. Ob die Russen zurückkommen, oder wer auch immer?

Um 13:00 Uhr etwa waren wieder deutsche Soldaten vorgerückt, sie hatten die Russen zurückgedrängt. Sie kamen ins Haus und haben uns empfohlen, sofort zu gehen, weil die Russen nicht mehr aufzuhalten seien. Die Deutschen hatten keine Panzer mehr und waren einfach zu schwach. So sind wir alle zusammen aufgebrochen. Vater vorweg, er kannte den Weg am besten. Wir anderen liefen alle im Gänsemarsch hinterher, durch den hohen Schnee in den Wald, um dann weiter zum Nachbarort zu kommen. Doch kaum waren wir im Wald, als über uns ein Flugzeug dröhnte, das über unseren Köpfen seine Bomben schmiss. Dass niemand verletzt wurde, kam einem Wunder gleich.



Ewald mit Bruder Heinz 1941

Meine Schwester Martha ging als letzte, sie hatte noch den Kinderwagen ihrer neunmonatigen Tochter Walburga zu schieben. Weil aber der Schnee so hoch lag, konnte sie den Wagen nicht länger behalten. Sie wickelte sich ein Tuch um den Leib und trug ihr Kind dicht an ihrem Körper. So begann unsere Flucht ins Ungewisse: Am Montag, den 2. Februar. Wir liefen zu dem nächsten Nachbarort zu Förster Weitneumann, er hatte Waldaufsicht. Dort schliefen wir. Am nächsten Morgen wollte mein Vater zurück, um das Vieh zu füttern. Die deutschen Soldaten ließen ihn aber nicht mehr

durch. Es wäre nicht mehr möglich, niemand wäre mehr dort und er müsse mit allem rechnen. Vater war 54 Jahre alt, Mutter 46, Schwester Martha 24, ich 14 und der kleine Heinz 3 Jahre alt. Robert, mein ältester Bruder, war bereits im Krieg gefallen. Wir hatten die Nachricht am 6. Januar bekommen. Er fiel am 24. Dezember 1944. Er war erst 20 Jahre alt. Zuerst war er im Arbeitsdienst und dann war er in Stalingrad. Zwei Jahre war er als Soldat im Krieg. In der Slowakei ist er gefallen.



Bruder Robert und Ewald mit Verwandten 1940

Unsere Flucht ging weiter: Am 3.2. brachen wir Richtung Workheim auf. Unser Vater fing ein freilaufendes Pferd ein und fand sogar einen Einspanner, mit dem wir dann weiterzogen. Auf den Wagen setzten sich Martha mit Walburga und Heinz. Vater führte das Pferd am Kopf und Mutter und ich sind nebenher gegangen. So ging es laufend weiter, von Ort zu Ort. Am Wegesrand lagen tote Menschen, tote Pferde und andere verendete Tiere. Aus den Pferden hatte man unterwegs manchmal Fleischstücke herausgeschnitten, denn der Hunger war groß, wir hatten sonst nichts mehr zu essen. Wir brachten Schnee zum Schmelzen und kochten damit das Fleisch. Manche Flüchtlinge hatten Töpfe, wir hatten keine, aber andere hatten uns einen Topf geliehen, so half man sich gegenseitig. Als wir nach Workheim kamen, waren die Russen schon vorher da gewesen. Das ganze Dorf war voller Rauch, Schwellrauch, Tiere

lagen an den Zäunen. Die hatten wohl versucht zu fliehen und sind über die Stakets gefallen – es war ein grauenhafter Anblick. An einer anderen Stelle lagen drei tote russische Soldaten. Da ist dann einer von uns hin und hat nachgeschaut, ob sie noch Uhren in den Taschen hatten. Aber da gab es nichts zu finden. (Ewald Goerigk lacht verlegen). Auf der ganzen Flucht haben wir uns recht und schlecht von dem ernährt, was wir in Kellern und verlassenen Häusern finden konnten. Es gab ja nichts mehr, keine Bäckerei, keinen Lebensmittelladen, nichts. Die Kinder sind durch die Häuser gestöbert und haben gerettet, was noch zu retten war. Einmal fuhr ein langer Leiterwagen vor uns, der rundum mit Eimern behängt war. In einem unbeobachteten Moment liefen wir hin und schauten, was sich in den Eimern befand. Es waren abgekochte Hühner drin, wir hatten sie „mitgenommen“, man könnte auch sagen, wir hatten sie geklaut. Die Hühner wurden abgezogen und sie schmeckten uns auch ohne Senf und Ketchup! Eigentlich hatten wir Glück, denn es war immer Sonnenschein, wenn es auch kalt war. Niemand konnte sich waschen. Es gab Schnee und sonst nichts. Meist haben wir in Ställen oder Scheunen übernachtet. Einmal haben wir einen Keller ergattert, in einem Wohnhaus. Oben im Haus feierten deutsche Soldaten und machten Lärm. Es wurde so laut, dass die Kinder im Keller nicht schlafen konnten. Mutter ist hochgegangen und bat die Soldaten, sie sollen ruhig sein, sie sollten doch aufhören zu feiern und zu trinken und lieber an die Front gehen und die Russen zurückschlagen. Sie wurde ausgelacht. Sie ging zurück in den Keller. Nach einiger Zeit kamen die Soldaten herunter und fragten, wo die Alte sei. Aber niemand hatte sie verraten. Vielleicht wäre sie sonst kurzer Hand erschossen worden? Kurz vor Heiligenweil waren an einer Kreuzung drei Galgen aufgebaut, an denen drei deutsche Soldaten hingen, jeweils mit einem großen Zettel versehen auf dem geschrieben stand: „Wir sind Deserteure“. Zur Abschreckung aller, die dort vorbeikamen. Damit niemand auf die Idee kam, das Soldatenleben aufzugeben.

Dann kamen wir an das zugefrorene Frische Haff. Da mussten wir nun rüber. An den Rändern war das Eis schon etwas angetaut, man hatte Bäume hinein gelegt, auf denen mussten wir balancieren, um auf das Eis zu gelangen. Nachmittags, so um fünf Uhr kamen wir auf das Eis, es war noch nicht ganz dunkel. Nur alle hundert Meter durfte ein Pferdewagen oder eine Truppe Menschen auf die Eisfläche, es waren drei Reihen mit den besagten Abständen,

die über das Eis zogen. Mitten in der Nacht, als es richtig dunkel war, hörten wir ein Krachen, das Eis brach und dann Schreien und mit einem Mal wurde es ganz still auf dem Eis; Keinen Menschen, kein Tier hörte man mehr. Eine der Truppen war eingebrochen und in den kalten Fluten versunken. Das Wasser stieg höher und höher. Ich kann mich erinnern, dass ich bis an die Enkel (*Fußgelenke*) im Wasser stand. Aber niemand konnte von hier weg, wir mussten bleiben, wo wir waren und warten bis es wieder hell wurde. Als es endlich hell war, mussten wir mit Bestürzung feststellen, dass die kleine Walburga verstorben war. Wir hatten uns bei den Soldaten und den Posten gemeldet und so konnten wir runter vom Eis und auf die Nehrung, wo wir die kleine Tote beerdigen durften. Vater hatte sich einen Spaten besorgt und im Wald ein Grab ausgeschachtet und dann wurde meine kleine Nichte in Decken gehüllt, dort hineingelegt und das Grab wieder zugeschüttet.

Somit waren wir vom Eis weg und mussten dort nicht weiterziehen, denn die anderen sind alle bei Danzig von den Russen abgefangen worden. Die Männer verschleppte man sofort und mit den Frauen wurde ein böses Spiel getrieben, sie wurden vergewaltigt. Auch hat man ihnen sämtliches Gepäck abgenommen. Wir hatten nun alle gar nichts mehr. An der Nehrung haben wir in einem Ort gelegen, der Narmeln oder so ähnlich hieß, genau weiß ich es nicht mehr. Dort standen einige Häuser. Soldaten waren dort und wir bekamen die erste warme Mahlzeit nach zwei Wochen. Das ging folgendermaßen vor sich: Die Feldküche kochte Wasser, die Soldaten brachten Fleisch, das auf Stroh lag auf ihren Pferdewagen in die Feldküche, das Fleisch wurde gekocht und das Stroh mit einem Seiher abgefischt. Wenn das Fleisch gar war, wurde es aus dem Kessel genommen und Graupen und Erbsen kamen hinein. Das war unsere Suppe. Das Fleisch blieb für die Soldaten. Wir aber waren froh, dass wir überhaupt etwas Warmes bekamen.

In Narmeln wurde Martha krank, was sicher auch seelisch bedingt war. Wir haben sie der Wehrmacht übergeben müssen und sie kam in ein Lazarett. Leider wussten wir nicht, wo sie geblieben war und was überhaupt mit ihr los war. Wir Kinder sind auf die Nehrung gegangen und haben zur Ostsee geguckt. Dort fuhren Soldaten mit Lastwagen auf denen Kinder saßen, die nach Pillau gebracht wurden. In Pillau, vor Königsberg, war ein Hafen, von dort fuhren die Schiffe ins Reich. Das hatten wir Kinder ausgespäht. Wir haben unsere Eltern geholt, um zusammen nach Pillau zu gelangen. Doch

dann hieß es, es dürfen nur Kinder mitfahren. Wir waren schon auf einen Lastwagen gesprungen und schrien von oben: „Mutter, Vater!“ Der LKW hielt noch einmal an und hat die Eltern von uns Kindern auch alle mitgenommen. Da hatten wir einmal mehr richtig Glück! Wir fuhren auf der Nehrung entlang bis nach Pillau. In Pillau gab es ein ausgebombtes Fabrikgebäude, da waren kaum noch Fenster drin, aber wir konnten dort die Nacht verbringen. Am nächsten Morgen haben wir den Hafen und die Schiffe gesucht. Als wir dort ankamen, ging die Kontrolle los. Es durften nur Frauen und Kinder mitfahren. Mutter sagte zu mir: „Denk dran, Du bist erst dreizehn. Sonst musste hier bleiben!“ Sie hatte sich Sorgen gemacht, weil ich mit 14 Jahren ja schon „volksturmreif“ war. Vater war mittlerweile auch krank geworden. Er hatte Durchfall. Dann haben wir uns an den Schlagbaum gestellt. Mich haben sie gleich durchgelassen, abgemagert wie ich war, hat keiner nach meinem Alter gefragt. Den Vater haben sie sich angeschaut und Mutter hat erklärt, dass er krank ist, er muss mit. Und er durfte auch mit. Wir sind morgens eingeschifft worden, als das Schiff voll war, ist es aus dem Hafen gefahren und hat draußen geankert. Das nächste Schiff wurde beladen. Es waren vielleicht sechs Schiffe, die draußen auf der See standen. Es war ein klarer Himmel, wenn die Russen das gewusst oder Flugzeuge gehabt hätten, jedes Schiff hätten sie versenken können. Als es dann dunkel wurde, setzten sich die Schiffe in Bewegung. Plötzlich merkten wir, dass die anderen Schiffe eine andere Richtung nahmen. Unser Schiff war überladen, da oben schon das Wasser herein schwappte, konnte es nicht auf hohe See gebracht werden. Die anderen Schiffe sind nach Schleswig-Holstein gekommen und wir kamen hinter Danzig nach Gotenhafen. Jetzt wurden wir wieder alle raus gelassen: die Reling war überschwemmt. Toilettenpapier schwamm herum, keine Toilette funktionierte, es war fürchterlich. Man kann sich vorstellen, was die Menschen da gemacht haben. Die Treppen des Schiffes, von oben bis unten, nass und rutschig. Wir bekamen die Anweisung vom Schiff runter in ein Kino zu gehen. Wir kamen in das Kino, da roch es schon vorne nach Toilette, an der Bühne stand das Wasser hoch. Mutter sagte: „Hier können wir nicht bleiben und die Russen kommen auch immer näher!“ Das Schießen aus der Stadt Danzig konnten wir schon hören. Da sind Mutter und ich zum Bahnhof gegangen, dort trafen wir einen Mann in einer blauen Bahnuniform. Er sagte uns, dass hier keine Züge mehr fahren. Der letzte sei vor einer Stunde abgefahren. Aber es wären noch Lokomotiven da, die

sollen auch noch ins Reich gebracht werden. „Wenn ihr wollt, setzt euch da rein. Ich kann aber nicht sagen, wann es losgeht.“ Wir haben unsere Leute aus dem Kino geholt und uns in eine Lokomotive gesetzt. Da saßen wir nun mit unseren Pacheidelchen! (*Hab und Gut*). Und der Zug fuhr und fuhr nicht. Es hatte sich herumgesprochen, dass der Zug noch fahren sollte und so waren die Loks bald von vielen Menschen belagert. Irgendwann in der Nacht, ich war zwischendurch eingeschlafen, hat sich der Zug doch noch in Bewegung gesetzt und wir waren sehr froh, dass es nun irgendwie ins Reich ging. Ich kann mich noch entsinnen, das muss bei Usedom oder Wollin gewesen sein, da sind wir zu den Inseln übers Wasser gefahren, über eine Brücke. Alle hingen an und in diesen Lokomotiven herum, so viele Menschen. In den Heizer- Räumen war es aber nicht warm, es war kalt. Es gab keine richtigen Türen, es zog, man musste sich möglichst in eine Ecke setzen – inzwischen war mir alles egal. Wir waren bis Schwerin eine unerträglich lange Zeit unterwegs. In Schwerin angekommen, wartete schon das Rote Kreuz, um uns in Empfang zu nehmen. Es gab Suppe und Tee. Dann bin ich in Schwerin losgezogen, um zu sehen, ob ich irgendwo noch etwas anderes zu essen auftreiben könnte. Ich kam an eine Stelle, da standen die Leute Schlange. Was macht man? Man stellt sich auch an. Und habe angestanden und angestanden und dann mit einem Mal merkte ich, da gibt es Wurst und Fleisch! Als ich an der Reihe war, habe ich für sieben Personen Wurst verlangt. Ich bekam 200 Gramm Wurst. Ich hatte aber so einen Hunger, ich hatte mich hinter die Tür gestellt und dieses Stück auf einmal gegessen. Nachdem ich es aufgegessen hatte und hoch schaute, da las ich „Rossschlachtereie“. Aber sie hat geschmeckt, diese Pferdewurst.

Von Schwerin aus sind wir mit dem Zug nach Hamburg gefahren. In Hamburg sind wir in eine Entlausungsstelle geschickt worden, die sich in einem Bunker befand. Wir mussten eine steile Treppe hinunter in diesem Bunker, dann haben sie uns mit Geräten, die aussahen wie Luftpumpen, bearbeitet. In diesen Geräten war ein gelbes Pulver: Einen Schub in den Nacken, einen an die Brust, einen inne Buchse, das war's. Dann konnten wir wieder raus an das Tageslicht. Da sah ich erst wirklich, wie stark Hamburg zerstört worden war. Alles kaputt, überall nur Ruinen. Wir sind durch Schutt gegangen, es hatten sich schmale Trampelpfade gebildet. Wir sind auf eigene Faust zum Bahnhof und von Hamburg nach Holzminden gefahren, mit mehrmaligem Umsteigen. Am 2.3. kamen wir in Holz-

minden an und dort hatte uns die Flüchtlingsaufnahmestelle eine Adresse gegeben, die uns nach Eimen verwies. Zuerst haben wir aber eine Nacht bei Onkel Franz und Tante Minna geschlafen und sind den nächsten Tag mit dem Zug nach Eimen, Kreis Holzmin-den, gefahren. Dort kamen wir auf einen Bauernhof und haben uns ein Zimmer geteilt. Jetzt musste das Leben weitergehen! Wir hatten kein Geld, wir hatten nichts mehr, aber wir hatten noch unser Leben. Ich habe auf dem Bauernhof gearbeitet, morgens musste ich acht Kühe melken. Es gab Brot mit Zuckerrübenkraut und abends Bratkartoffeln mit Erbsen oder Eintopf. Fleisch gab es kaum. Wir waren am 3. März in Eimen angekommen, der 4. war ein Sonntag und am Montag hatte ich Geburtstag. Da hatte die Bäuerin für mich einen Kuchen gebacken, so konnten wir alle ohne Angst und Hektik Kaffee trinken und Kuchen essen, das war ein Fest!

Martha war noch nicht da. Auch sie ist auf einem Schiff gewesen. Sie war in Husum, in Holstein gelandet. Durch den Suchdienst des Roten Kreuzes konnten wir dies herausfinden und so ist sie dann zu uns nach Eimen gekommen. Gesundheitlich ging es ihr wieder gut. Sie hat auch auf dem Bauernhof gearbeitet. Vater und Mutter aber waren ganz bestürzt und sehr traurig. Sie konnten sich nicht damit abfinden, nun wie Leibeigene zu arbeiten und ihr eigenes Land haben sie Hals über Kopf verlassen müssen. Da kann man sich nicht reindenken, wie schlimm das gewesen sein muss. Alles, was sie aufgebaut haben, haben sie verloren. Eigentlich sind sie ihr ganzes Leben nicht mehr so recht damit fertig geworden.

Weil die Eltern Heimweh hatten und im Mai der Krieg zu Ende war, wollten Vater und Mutter wieder nach Hause nach Ostpreußen. Wir haben unsere Sachen gepackt und sind nach Helmstedt gefahren. Dort war die Grenze Richtung Osten. Aber an der Grenze in Helmstedt ließ man uns nicht mehr durch. Wir wussten noch gar nicht, dass Ostpreußen nicht mehr zu Deutschland gehörte und an die Russen und Polen abgegeben war. Also blieben wir in Helmstedt. Jeder hat sich Arbeit gesucht. Ich habe meine Tischlerlehre, die ich in Neuendorf begonnen hatte, weiter gemacht und abgeschlossen. Martha war auf einem großen Hof, einer Domäne, sie war Bäuerin, das lag Martha. Früher, in Ostpreußen, ließ sie keinen von uns Geschwistern und Nachbarskindern an die Pferde. Deswegen sind wir immer geritten, wenn sie nicht zu Hause war, wenn die Luft rein war. Wenn wir abends die Kühe nach Hause in den Stall geholt haben, dann hat sie die Pferde genommen und wir mussten uns um

die Kühe kümmern. Der Krieg hat das alles kaputt gemacht. Dieses ganze Treiben. Das ganze Leben. Was Martha in der Jugend aufgebaut hatte, war dahin, ihr Kind hat sie verloren, der Mann war nicht mehr da und sie hat ihn auch nie wieder gefunden. Sie waren ja noch jung und noch nicht so lange verheiratet, sie hat nie wieder etwas von ihm gehört.

Vater wurde Hausmeister, er verdiente zwar nicht viel, aber er war beschäftigt. Seine Tätigkeit war in der ehemaligen Universität Juleum in Helmstedt, einem schlossartigen Gebäude, dort war ein Flüchtlingslager untergebracht. Auch Martha ist in Helmstedt geblieben, sie hat später geheiratet und zwei Kinder bekommen. Heinz lebt heute in Magdeburg. Ich selbst bin nicht in Helmstedt geblieben. Ich ging nach Köln und habe dort als Tischler eine Anstellung gefunden. Aber die Stadt war mir zu groß, laut und unpersönlich. Ich begab mich zurück nach Eimen zu Ilse, die ich 1951 dort kennengelernt hatte. Ja, so sind wir doch noch zusammengekommen und haben geheiratet. Wir sind nach Paderborn gezogen und ich habe mit etwas Glück und Geduld wieder eine Anstellung als Tischler gefunden. Und wie es weiter gegangen ist mit uns, das wissen sie ja!

Heimatbrief: *Ja, und die meisten unserer Leser wissen es auch, schließlich sind Sie sehr bekannt hier in Marienloh. Herzlichen Dank für diesen ausführlichen, ergreifenden und eindrucksvollen Bericht. Danke für die viele Zeit, die Sie geopfert haben. Ich wünsche Ihnen alles Gute und noch lange beste Gesundheit, lieber Herr Goerigk!*

Maie Triebel

Mein Dank gilt allen Mitgliedern der Familie Goerigk, aber ganz besonders Ulrike, die mich in so wunderbarer Weise unterstützt hat.

Nachtrag:

Als Ostpreußen Ende Januar 1945 durch die sowjetische Armee eingekreist und vom Rest des deutschen Reiches abgeschnitten wird, versuchen die Flüchtlingstrecks den Russen zu entkommen, indem sie den Weg über das zugefrorene Frische Haff wagen. So wollen sie nach acht Kilometern die Frische Nehrung erreichen, eine schmale Landzunge an der Ostsee. Von dort aus wollen sie weiter zum rettenden Danziger Hafen gelangen. Die Flucht über das



Gedenkstein am Haff bei Frauenburg

ihre Heimat, werden deportiert oder in die Flucht geschlagen. In unzähligen Trecks drängen Flüchtlingsströme aus den ehemaligen Gebieten Ostpreußen, Pommern, Brandenburg und Schlesien in den Westen. Schlecht ausgerüstet, ohne ausreichende Lebensmittel und den militärischen Kräften schutzlos ausgeliefert, begeben sich die Deutschen auf einen Leidenszug quer durch das zerstörte Land.

Zwei Millionen Deutsche sind schätzungsweise durch Flucht und Vertreibung ums Leben gekommen, insbesondere in Ostpreußen, Pommern und Ostbrandenburg.

Quelle: Planet Wissen

Fotos: Privatbesitz Familie Goerigk

zugefrorene Frische Haff erweist sich als fatal. Die Menschen müssen durch 25 Zentimeter hoch stehendes Eiswasser waten, jederzeit droht die Gefahr einer Bruchstelle im Eis. Fuhrwerke brechen in das brüchige Eis ein, weil sie von sowjetischen Tieffliegern beschossen werden. Es sind bis zu 450.000 Menschen auf dem Frischen Haff während der Flucht ertrunken oder erfroren.

Das Schiff „Wilhelm Gustloff“ ist mit ca. 10.000 Menschen an Bord untergegangen.

14 Millionen Deutsche verlassen Ende 1944, Anfang 1945

DAS DREIHASENFENSTER IM DOM ZU PADERBORN (16.Jhd.)

Fast alle Paderborner, und auch Menschen der näheren Umgebung, kennen das Dreihasen-Fenster (aus dem 16. Jhd.), das auf dem Kapitels-Friedhof steht, der vom Kreuzgang des Doms in Richtung zum Kleinen Domplatz hin nach rechts abzweigt und zu finden ist.

Nicht alle waren dort; aber auch viele Besucher kennen die tiefere Bedeutung **des Drei-Hasen-Motivs** nicht!

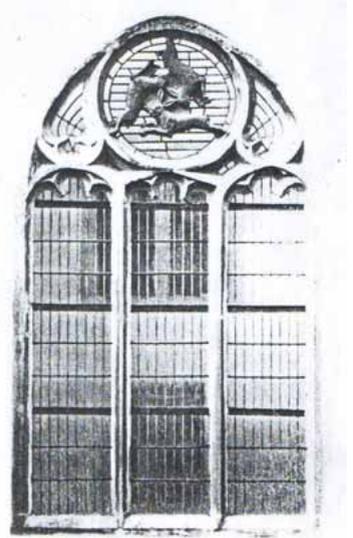
Deshalb hier eine kleine Expertise zu diesem Thema :

Durch Zufall fiel mir eine Postkarte mit der untenstehenden Abbildung und der Quellen-Angabe: „*Erzbistum Paderborn, Dompl. 3*“ in die Hände mit den nachdenkenswerten Versen **eines Anonymus**:

Viribus auribusque unitis
(Mit vereinten Kräften und Ohren)

Jedweder Hase hat zwei Ohren,
und hier ging jedem eins verloren.
Das SOLL sind sechs, das IST nur drei.
Und Schein und Sein sind zweierlei;
was führt der Steinmetz wohl im Schilde?
Welch ein Gedanke liegt im Bilde?

Die Ohren sitzen an der Stirne.
Gehörtes fließt in drei Gehirne.
Drittselfst wird hier somit bedacht,
was Sorgen oder Freude macht.
Vereint geht manches leichter eben
im Hasen- wie im Menschenleben.
Und überdies ist, was ihr hier seht,
'ne Spielart von der Trinität !



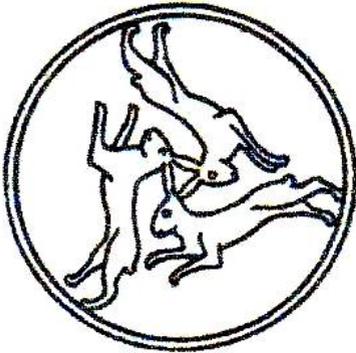
Der letzte Vers ist erhellend:

Das Dreihasen-Motiv ist EIN Symbol für die Dreifaltigkeit, jedoch bei Weitem nicht das einzige. Und es ist auch nicht einmalig in Paderborn, wie man oft fälschlich hört! Das Dreihasen-Motiv existiert z.B. in der Schweiz: Kloster Muottal.

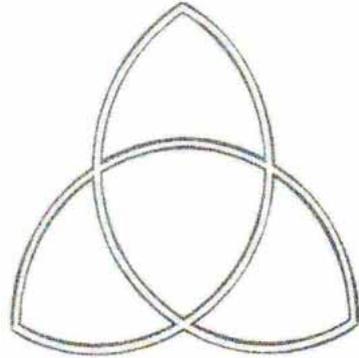
Dreifaltigkeitssymbole:

In christlichen Darstellungen gibt es **zahlreiche Symbole für die Heilige Dreifaltigkeit** (Trinität), jene Lehre des christlichen Glaubens, nach der der eine Gott in drei Personen (Vater, Sohn, Heiliger Geist), dargestellt wird.

Dazu einige, z. T. überraschende Beispiele:



Drei: Fenster mit drei vereinigten Hasen; Dom zu Paderborn



Triquetra



Dreizack als Attribut Neptuns



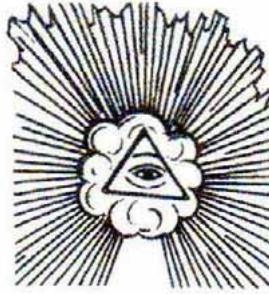
Drei: nach einer Darstellung der Trinität; aus: Hrabanus Maurus, De origine rerum



Dreifaltigkeit: Trinitätsdarstellung als Einheit dreier Personen; Holzschnitt; Paris, 1524



Drache: das apokalyptische Weib mit dem siebenköpfigen Drachen; nach einer Buchmalerei des Konrad von Scheyern



Dreieck: das Auge im Dreieck als Gottessymbol; Altarbekrönung



Dreifaltigkeit: drei Fische bilden ein gleichschenkeliges Dreieck; Schmuck eines altchristlichen Taufgefäßes von der Insel Seeland („Musterbuch“ von Schmidt)

Quellenangaben:

1. Lexikon der christlichen Kunst, HERDER
2. Lexikon der Symbole, Hohe Verlag
3. Zeichen und Symbole, Ursprung, geschichtl. Bedeutung, Könnemann-Verlag
4. Lexikon der Symbole, Feilmann-Verlag.

Die wesentlichen Texte mit Quellenangaben und Bildern wurden mir von meinem Freund und Con-Abiturienten Georg Klaus (1961C, Theodorianum) erarbeitet und übergeben.

Dafür mein herzlicher Dank!

Andreas Kloesel

Der Sturm Niklas im März 2015

Wussten sie, dass der Frühjahrssturm Niklas, der am 31. März über Deutschland hinweg brauste, auch in Marienloh Schäden hinterlassen hat? Hierzu hatte er sich ausgerechnet das alte Storchenpaar, das seit 1996 bei uns in Marienloh heimisch ist und schon 27 Jungstörche aufgezogen hat, ausgesucht. Nichts Böses ahnend, hatte das Paar schon frühzeitig mit seinem Brutgeschäft begonnen, als plötzlich der orkanartige Sturm den Horst, in dem die Störchin auf zwei Eiern saß, in voller Länge umwarf.

Instinktiv verließen beide Störche blitzartig ihr fast zwanzig-jähriges Zuhause und brachten sich, ehe der Horst am Boden aufschlug, in Sicherheit. Bis auf den festen Willen, so weiter zu machen wie bisher, hatten sie alles verloren.

Schon am folgenden Tag waren sie eifrig damit beschäftigt, den Ersatzhorst, der schon seit vielen Jahren sich auf dem Wohnhaus der Familie Hoischen befindet, als ihr neues Zuhause anzunehmen. Nach achttägigem eifrigem Sammeln von Nistmaterial war der



Zufrieden mit seinem neuen „Zuhause“ stellt sich Adebar stolz dem Fotografen zur Ablichtung auf dem Dach.

„Neubau“ bezugsfertig. Wieder ein paar Tage später konnten Storchenfachleute beobachten, dass die schon gealterte Storchenfrau wieder mit der Aufzucht von Jungstörchen voll zu tun hatte, wobei ihr Partner, der ihr wohl ewige Treue versprochen hatte, sie voll unterstützte.

Die Familie Hoischen bemüht sich schon seit fast zwei Jahrzehnten immer wieder um den Erhalt ihrer Störche, an denen sich nicht nur die Marienloher, sondern auch viele andere Natur- und Tierfreunde täglich erfreuen. Sie alle sagen der Familie Hoischen für ihre aufopferungsvolle Arbeit ein herzliches Dankeschön.

Andreas Winkler

Einige persönliche Erinnerungen an 1945: Typhus in unserer Gegend

Spätestens dann, wenn am Quartalsanfang ein neuer Heimatbrief zur Abholung an den bekannten Stellen bereit liegt, beschäftige ich mich innerlich schon damit, einen passenden Beitrag für die Folgeausgabe zu erstellen.

Bedingt durch das fortschreitende Alter muss ich heute länger als früher überlegen, ob gewisse Zeitabschnitte besonders zu berücksichtigen sind, wie z. B. kürzlich geschehen: Der Erste Weltkrieg (dessen Beginn sich vergangenes Jahr zum hundertsten Male jährte) und das Ende des Zweiten Weltkrieges vor 70 Jahren. Bei letzterem war es wichtig und auch noch möglich, Zeitzeugen zu befragen. Dabei kann es auch vorkommen, dass an irgendeiner Stelle der 110 bisher erschienenen Heimatbriefe schon einmal über diese Themen berichtet worden ist. Wenn man dann noch zur gleichen Zeit täglich in allen Medien die verheerenden täglichen Geschehnisse in aller Welt regelmäßig verfolgt, stellt man fest, dass die Menschheit aus den vielen schrecklichen und brutalen Ereignissen der Vergangenheit nichts oder jedenfalls nicht genug gelernt hat. Dann wird der offiziell und vielerorts immer wieder zu hörende Schwur „Nie wieder Krieg“ zur bloßen Floskel.

Mich persönlich haben meine Eindrücke und Erlebnisse in den letzten vier Kriegsmonaten 1945 (vgl. meine Berichte im vorausgehenden Heimatbrief Nr. 110) so geprägt, dass ich die Einhaltung des

Schwurs „Nie wieder Krieg“ bis heute für eine unabdingbare Voraussetzung für eine gedeihliche Zukunft der Welt halte. 1945 jedenfalls empfand ich, obwohl ich zweimal ins Schussfeld feindlicher Tiefflieger geraten war, die bevorstehende Besetzung durch amerikanische und britische Truppen als Befreiung, Befreiung im doppelten Sinne: Befreiung vom NS-System und, vielleicht mehr noch, Befreiung vom totalen Krieg und seinen Schrecknissen.

Das Gefühl neuer Freiheit nach der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht (8. Mai 1945) war allerdings zunächst nicht bei allen ein rundum uneingeschränktes. Viele Menschen empfanden angesichts der totalen Niederlage und des zerstörten Vaterlandes sogar ganz anders. Für alle aber war der erste unmittelbar spürbare Vorteil, dass man nach vielen Jahren des Fliegeralarms nachts wieder einigermaßen durchschlafen konnte.

Über die näheren Zu- und Umstände des unmittelbaren Kriegsendes möchte ich diesmal nicht schreiben, wohl aber über einige Ereignisse, die sowohl Marienloh und seine Umgebung als auch mich betrafen. Am 11. August 1945 und am 6. Februar 1946 kam es zu zwei kleineren Naturkatastrophen: Die Beke führte Hochwasser und trat über die Ufer, wobei sie im Ort selbst nur kleinere, aber im Feld auf der Seske größere Schäden anrichtete. Das hatte zur Folge, dass nun neben den Kriegsschäden auch noch die Hochwasserschäden zu beseitigen waren.

Aber das alles noch nicht genug, brach im Herbst 1945 als Folge fehlender Versorgung mit keimfreiem Trinkwasser in den Dörfern nahe der Beke und darüber hinaus eine Typhus-Epidemie aus. Hierzu schreibt Frau Dr. Gisela Bruns-Funke in ihrem Buch „Die Doktersche“ unter anderem:

„Am 25. Oktober 1945 starb meine Schwester Eva. Sie war die erste, die an Typhus starb, vierzehn Tage später brach die Typhus-Epidemie über Neuenbeken herein und verlangte über 100 Opfer. Man sagte, die Ursache sei eine Leiche in der Beke gewesen.“

Von der besagten Leiche glaubte man damals, es sei der Altenbekener Müllermeister Bernhard Claes, genannt ‘Ölmüllers Bernhard’ gewesen. Er galt seit dem Bombenangriff am 26. November 1944 auf den Altenbekener Viadukt als vermisst. Dem war aber nicht so. Bernhard Claes’ sterbliche Überreste wurden bei Ausschachtungen zu einem Schweinestall 1957 nicht an der vermuteten, sondern an anderer Stelle gefunden und anschließend beigesetzt. Bei der Viel-

zahl der abgeworfenen Bomben nahe des Viadukts und der Beke bestand ohne weiteres die Möglichkeit, dass zu der Zeit auch andere Personen als Opfer des Bombardements zu Tode kamen und nicht gefunden wurden.

Die Angabe, dass über 100 Menschen an dieser Typhusepidemie verstorben sind, ist wegen fehlender verlässlicher Unterlagen in exakter Höhe nicht nachzuvollziehen. Der Ausbruch und die Verbreitung des Typhus stehen allerdings außer Frage. Die Bekämpfung der ansteckenden und meist tödlich endenden Krankheit fand erst 1947 ihr Ende.



*Eine der drei Einschlagstellen am Viadukt vom 22. Februar 1945,
bei dem auch die Wasserleitung zerstört wurde*

Hintergrund der Epidemie war, dass am 22. Februar 1945 durch erneute Kriegseinwirkungen die Hauptwasserleitung von Altenbeken entlang der Trassenführung der Bahnstrecke Schierenberg, Kleiner Viadukt, Neuenbeken und Benhausen bis Paderborn unterbrochen wurde, so dass große Teile der Bevölkerung sich mit Wasser aus der Beke versorgen mussten. Ehe die Menschen bemerkten, dass dieses Wasser voller Krankheitskeime war, war es schon zu spät. Die Bevölkerung von Marienloh blieb, da hier jeder Haus-

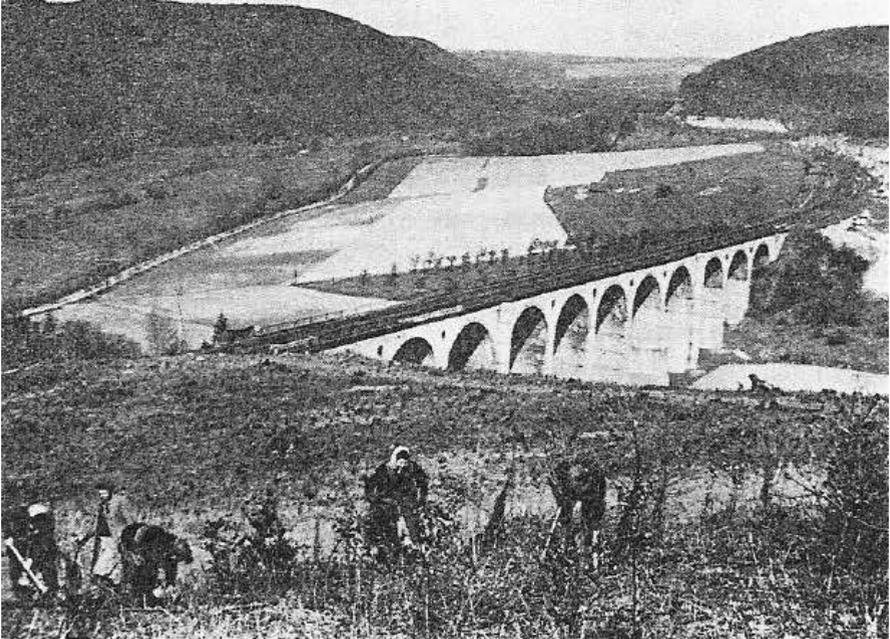
halt eine eigene Wasserversorgung hatte (eine zentrale Wasserversorgung wurde erst ab Mitte der sechziger Jahre installiert), aber verschont.



Am 10. Dezember 1914 erwarben die „Schwestern vom kostbaren Blut“ den ehemaligen Gutshof Bussen in Neuenbeken. Dieser erfuhr dann im Laufe der nächsten 100 Jahre oftmals eine grundlegende Veränderung

Andernorts nahm die Epidemie ihren Lauf und erfasste auch mich. Da in Paderborn kein Krankenhaus mehr intakt war, musste auf das Neuenbekener Kloster ausgewichen werden. Das Neuenbekener „Missionshaus“ war nach Ankauf des Gutshofes Bussen am 10. Dezember 1914 den Schwestern vom kostbaren Blut, wie in der Neuenbekener Chronik „Zeitzeugen“ zu lesen, zu seiner neuen Bestimmung übergeben worden. 1940 mussten die Schwestern auf Anordnung der NSDAP eine Teilräumung für die Aufnahme von Kriegsgefangenen vornehmen. (In einem Kloster ein Gefangenenerlager einzurichten, ist völlig absurd. Aber die Nazis wollten im Zuge ihrer Schikanen gegenüber den Kirchen zeigen, wer in ihrem Reich das Sagen hatte.) 1942 wurde das Haus ein Militärlazarett, in dem lange Jahre auch nach 1945 der bekannte Stabsarzt und spätere Landarzt Dr. Karl Johnen tätig war. Nach Kriegsende lag das Kloster/Ersatzkrankenhaus weiterhin in den Händen der Verwaltung des Vincenz-Krankenhauses in Paderborn, das dann alle an Typhus Erkrankten in Neuenbeken stationierte.

So wurde auch ich am 29. Oktober 1945 mit Verdacht auf Typhus dort eingeliefert. Mir gereichte es zum Vorteil, dass man in etwa schon vorbereitet war, indem man wusste, wie die Therapie vorgenommen werden musste. Zum andern half mir die Widerstandsfähigkeit der Jugend, verbunden mit meinem einigermaßen noch kräftigen und gut ernährten Körper. Ende November wurde ich als geheilt (und weil man Betten brauchte) entlassen.



*Das Beketal vom „Kleinen Viadukt“ aus in Richtung Altenbeken gesehen .
Entlang der Bahnstrecke verlief die Wasserleitung nach Paderborn, die
auch Neuenbeken und Benhausen versorgte.*

Wenn ich mich richtig entsinne, dauerte dieser keimbefallene ‚Wasserzustand‘ fast ein Jahr, bis zur Verlegung neuer Leitungen entlang der Bahnstrecke Altenbeken-Paderborn. In Neuenbeken, wie in der Chronik „Zeitzeugen“ zu lesen, kam eine endgültige Lösung erst einige Jahre später zustande.

Andreas Winkler

Ein alter Baum erinnert an vergangene Zeiten

Bei einem Krankenhausaufenthalt im St. Johannisstift in Paderborn im März dieses Jahres hatte ich in der Genesungsphase die Möglichkeit, einen ausgedehnten Spaziergang innerhalb des Krankenhausesgeländes zu unternehmen. Hierbei gelangte ich auf den vor einigen Jahren zwischen dem Krankenhaus und der Neuhäuser Straße neu angelegten Parkplatz. Mitten auf dem Platz erkannte ich einen alten Baum, genauer gesagt, eine alte Kastanie wieder, die mich an lang vergangene Zeiten erinnerte, an die Jahre 1944/45 nämlich.

Im Schatten der Kastanie stand nämlich bis kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges das Gebäude des Wehrbezirkskommandos. Am 17. Januar 1945 wurde es bei dem ersten großen Luftangriff auf Paderborn zerstört. Alle Unterlagen wurden dabei vernichtet. Der Baum überlebte. Als ich ihn jetzt wiedersah, vom Zahn der Zeit gezeichnet, wurden ganz persönliche Erinnerungen wieder lebendig.

Beim ersten Anblick im August 1944 stand diese Kastanie auf dem früheren Platz des Wehrbezirkskommando in Paderborn an der Neuhäuser Straße noch in voller Pracht und unbeschädigt. Danach hat sie bedingt durch einige Bombenangriffe viel von ihrer Schönheit verloren. Heute nach 70 Jahren zeigt sie sich dem ehemaligen Betrachter mit gestutzter Krone und sichtlichen starken Verwundungen am ganzen Stamm.



Obwohl ich weder Mitglied der HJ war, noch werden wollte, wurde ich schon 1943 als Fünfzehnjähriger für mehrere Wochen in das HJ-Wehrtüchtigungslager Haltern zur vormilitärischen Ausbildung einberufen. Im November 1944 erreichte mich über den Hitler-Jugend Bann 281 in der Sudetendeutschen Straße (heute Leostraße) ein neuer Einberufungsbefehl, diesmal zur Polizei in Bielefeld. Sie unterstand wie die gesamte deutsche Polizei der SS. Zu dem Einberufungsbefehl gehörte zunächst die Vorstellung im Wehrbezirkskommando Paderborn, der ich Folge leisten musste. Mein Sachbearbeiter, den ich persönlich vorher nicht kannte, wusste aber wohl, wie sich bald in einem vertraulichen Gespräch herausstellte, um meine und die Einstellung meines Vaters zum Nazi-Regime. Daher riet er mir, mich umgehend mit einer schriftlichen Erklärung als Freiwilliger zur Kriegsmarine zu melden. So konnte ich mit Glück der Einziehung zur SS entgehen. Ich befolgte den Ratschlag wie abgesprochen.

Erst einmal musste ich aber zu der befohlenen dreitägigen Musterung nach Bielefeld-Schildesche fahren. Am zweiten Tag dort kam meine Freiwilligenmeldung dort an. Noch am selben Tag wurde ich wie ein „Unehrender“ nach Hause entlassen. Zwei mir gut bekannte junge Männer hielten die Musterung durch und bekamen am folgenden Tag die bei der Waffen-SS übliche Blutgruppen-Registriernummer im Oberarm eintätowiert. Auf Grund dieser Nummer als SS-Angehöriger kenntlich, kamen beide, obwohl sie meines Wissens keinem etwas zuleide getan hatten, erst 1947 aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft nach Haus zurück.

Ich bekam schon kurz nach dieser Musterung tatsächlich einen Einberufungsbefehl zur Marine mit der Anordnung, mich auf dem Schiff „Admiral von Trotha“ einzufinden. Es lag in der Nähe von Ziegenort an der Mündung der Oder in das Stettiner Haff in einer Bucht versteckt vor Anker. Das Wohn- und Ausbildungsschiff war nach dem ehemaligen kaiserlichen Admiral Adolf von Trotha (1868-1940) benannt, der schon vor 1933 der NSDAP eng verbunden und 1938 mit dem Goldenen Parteiabzeichen belohnt worden war. Erst viel später, nach dem Krieg, wurde mir bewusst, dass schon der bloße Name des Schiffes für das Regime stand, das mir und meiner Familie so viel Schweres zugefügt hatte.

Nach rund drei Wochen bei miesem Essen und mehr schlecht als recht verlaufender Ausbildung bemerkten wir Rekruten (ca. 60 an

der Zahl) zunehmende Nervosität bei unseren Ausbildern. Was war der Grund? Genaueres erfuhren wir nicht, aber zu dieser Zeit standen im Osten wie im Westen bereits seit Wochen gegnerische Truppen auf deutschem Boden. Am 10. Oktober 1944 hatten die Sowjets in Ostpreußen die Reichsgrenze überschritten und am 21. Oktober hatten die Amerikaner Aachen als erste deutsche Großstadt erobert. Dass die Lage immer ernster wurde, zeigte überdies die am 18. Oktober mit großem Propagandagetöse verkündete Errichtung des „Deutschen Volkssturms“ aus allen Männern zwischen 16 und 60 Jahren. Dass Hitler sein Führerhauptquartier „Wolfsschanze“ in Ostpreußen am 20. November aufgegeben hatte, wurde natürlich nicht bekanntgegeben. Jedenfalls aber fuhr eines Tages ein Militär-LKW in dem Depot nahe unserem Schiff vor, beladen mit 60 Panzerfäusten und einigen Karabinern. Alle anwesenden „Noch-Jugendlichen“ schauten sich betroffen an. Keiner sprach aus, was fast alle vermuteten: „Für jeden Kadetten eine Panzerfaust und für die Ausbilder einen Karabiner.“

Dann auf einmal ging alles ganz schnell. Von dem vorgesehenen Lehrgangsabschluss am 10. Dezember war keine Rede mehr. Das Schiff wurde geräumt und wir bekamen als Rückfahrkarte für die Bahn und zur verpflichtenden Wiederanmeldung beim zuständigen Wehrbezirkskommando eine Karte, die außer zwei Stempeln und der Heimatanschrift ohne weitere Angaben blieb.





Der Jugendführer des Deutschen Reichs

Stempel der Absendestelle
Hitlerjugend
Bann 281 (Paderborn)
Paderborn, Gudatendutschstr. 3
4266 ❁

Einberufungsbefehl!

Auf Grund des Gesetzes über die Hitler-Jugend vom 1. 12. 1936 (Reichsgesetzblatt 1936 Teil I Seite 993) und der dazu ergangenen I. und II. Durchführungsverordnung vom 25. 3. 1939 (Reichsgesetzblatt 1939 Teil I Seite 709, 710) sowie des Erlasses vom 27. 5. 1942 des Jugendführers des Deutschen Reichs über die Wehrrüchtigung (Amtliches Nachrichtenblatt Seite 69) wirst Du zur Erfüllung Deiner Jugenddienstpflicht zum Zwecke der Wehrrüchtigung zu einem

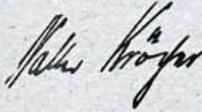
Wehrrüchtigungslager/Reichs-Ausbildungslager/Führerlager

im in Wierentort für die Zeit vom 19.11. bis 10.12. einberufen.
..... km zu Fuß / mit Omnibus.

Anreise und Meldung muß am 19.11.44 Seifenkarte mitbringen!
bis spätestens 12 Uhr erfolgen. Im Auftrage:

Für die An- und Abreise gilt der unten anhängende Eisenbahnfahr-
ausweis.





Gebietsführer
Führer des Gebietes Westfalen-Nord (9)

Mit dieser Karte fuhr ich mit Militärzügen durch das zerbombte Berlin und andere Bahnhöfe, zwischenzeitlich von Jabos (Tiefflieger) begleitet, gen Altenbeken, wo ich nach drei Tagen ankam. So konnte ich ein Versprechen an meine Mutter, die 1943 schon einen Sohn verloren hatte und nicht wusste, wo sich ihr ältester Sohn befand, wahrmachen, nämlich, dass ich heil zurückkehren würde.

Drei Tage vor Weihnachten angekommen, ging ich zunächst auf Tauchstation, obwohl mir wohl bewusst war, dass ich sofort mit der abgestempelten Karte an zuständiger Stelle (die keine Unterlagen über meine Rückkehr hatte) mich zu melden hatte. Am nicht mehr erneut zerbombten ‚Kleinen Viadukt‘ war es inzwischen recht ruhig geworden, so dass kaum Gefahr bestand, hier entdeckt zu werden. Am 18. Januar 1945 erfuhr ich dann, dass das Wehrbezirkskommando, in dem ich mich ja hätte zurückmelden müssen, von Bomben getroffen worden war, wobei nur die Kastanie vor dem Haus überlebt hatte. Auf Grund meines jugendlichen Aussehens und im Bewusstsein, dass nun auch der Rest meiner Unterlagen nicht mehr vorhanden sein würde, habe ich diesen Zustand der „Tauchstation“ dann bis zum 4. April 1945, dem Tag der Befreiung, durchgehalten.

Andreas Winkler
(Mitarbeit: Michael Werner)

Der neue Vorstand des Karnevalvereins Marienloh stellt sich vor

Im April trafen sich alle Mitglieder des Marienloher Karnevalvereins zur Jahreshauptversammlung.

Dort wurde der langjährige Vorstand verabschiedet: Anni Niggemeier als 1. Vorsitzende, Christel Heinemann als Schriftführerin und Gudrun Fischer als Kassiererin.

Neu gewählt wurden nun als 1. Vorsitzende Sabine Nübel-Loskamp, 2. Vorsitzende Elke Zellerhoff, Kassierin Birgit Gans und Schriftführerin Heike Walter.

Nach Karneval ist bekanntlich vor Karneval und es wird schon wieder fleißig geplant. Wir laden alle Damen ein, uns tatkräftig zu unterstützen. Wer Lust hat, einfach mal mit zu machen, kann sich gerne beim neuen Vorstand melden.

Wir würden uns sehr über „Nachwuchs“ freuen.

Heike Walter



(v. l.) Anni Niggemeier, Elke Zellerhoff, Birgit Gans, Gudrun Fischer, Sabine Nübel-Loskamp, Heike Walter, Elli Wollbrink, Christel Heinemann

Heimat!

*Im Sommer, wenn im Sennewald
die Nachtigall singt ihre Lieder,
Dann öffne dein Herz zur Freud bereit,
ein Viertelstündchen setze dich nieder.*

JoJo.

Das Haus der Haarkunst



wünscht der Schützenbruderschaft Marienloh
ein schönes Schützenfest 2015 ~ Horrido!